

PIERRE ASSOULINE

Das Bildnis der Baronin

PIERRE ASSOULINE

Das Bildnis der Baronin

Roman

Aus dem Französischen
von Maja Ueberle-Pfaff

Karl Blessing Verlag

Originaltitel: Le Portrait
Originalverlag: Gallimard, Paris

Der Originaltext wurde für die deutsche Ausgabe vom
Verlag geringfügig überarbeitet und ergänzt.



Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete
FCS-zertifizierte Papier *Munken Premium*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

I. Auflage

Copyright 2007 by Pierre Assouline

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 2010 by

Karl Blessing Verlag München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Hauptmann und Kompanie,

Werbeagentur, Zürich

Herstellung: Gabriele Kutscha

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenauich

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3- 89667-379-4

www.blessing-verlag.de

*Für die drei Grazien:
Angela, Meryl und Kate*

*Sie waren längst gestorben
Und wussten es selber kaum.*

HEINRICH HEINE, BUCH DER LIEDER

Nichts tröstet, weil nichts ein Leben ersetzen kann. Selbst erzwungene Abschiede werden als Verlassenwerden erlebt. Dennoch quälen mich keine Schuldgefühle im Augenblick meines Todes. Trotz des Aufruhrs um mich herum bin ich friedlich und heiter gestimmt. Hinter den mühsam unterdrückten Tränen und dem immer noch zu lauten Geflüster erahne ich die tiefe Niedergeschlagenheit meiner Kinder und das stumme Unglück ihrer Kinder. Sie waren der einzige Grund für das letzte Aufflackern meiner Besorgnis. Die Zeit kann mir nun nichts mehr anhaben, weder mit ihrem Dahinplätschern noch mit ihren Erschütterungen. Ich bin sozusagen auf die einfachste Form zurückgeführt worden – bereit, mich vor meiner Nachkommenschaft mit Schmetterlingsflügeln zu präsentieren.

Vor wenigen Stunden erst haben sich meine Seele und mein Körper getrennt, um sich danach dort wiederzufinden, wo niemand sie suchen wird. Mittlerweile befinde ich mich in aller Erhabenheit an der Wand des großen Salons in unserem Haus in der Rue Laffitte 19 in Paris, in dem

Portrait der Baronin Betty de Rothschild, gemalt von dem großen Ingres. Ich werde bald bei meinem Sohn Alphonse in der Rue Saint-Florentin leben, an der Ecke der Place de la Concorde, danach im Schloss Ferrières, und später wird man mich für einige Jahre in die Verbannung nach Neuschwanstein schicken, auf eine Reise, der andere folgen werden, freudige und freiwillige in die schönsten Museen der Welt, bis meine Tage wieder einen friedlicheren Verlauf nehmen, auf der Île de la Cité, im Hôtel Lambert.

Vielleicht entwickeln Seelen, die von Natur aus der Nostalgie zuneigen, eine besondere Fähigkeit zum Erinnern. In der Tat genügten an jedem der Orte, an denen ich verweilte, ein Detail oder eine Farbe, eine Silhouette oder ein Blick, ein Wort oder ein Duft, um die Vergangenheit heraufzubeschwören, um mir eine Geheimtür zu öffnen, die es mir erlaubte, wieder einmal durch das ungewisse und unerklärliche Wirken der Erinnerung in mein Innerstes einzutauchen. Ich liebe an der Gegenwart das geheime Band, das sie mit der Vergangenheit verbindet, und die Sanftheit, mit der sie uns in die verborgensten Winkel unseres Lebens zurückführt. Man empfängt, man feiert, man gibt weiter: Wenn darin der Sinn eines Lebens besteht, so bleibt danach nichts anderes mehr, als still fortzugehen.

Jean-Auguste-Dominique Ingres hat mich zwischen 1844 und 1848 gemalt, aber ich lebe eigentlich erst seit diesem Vormittag in dem Portrait, seit diesem ersten Septembertag des Jahres 1886, dem Tag meines Todes. Diese Frau, die mich abbildet, und ich, wir werden künftig eins sein, für immer lebendig, solange die Meinen für uns sorgen und uns vor den Barbaren schützen können. Durch ein Paradox, das

diese eigenartige Situation hervorgebracht hat, stehe ich gleichzeitig außerhalb der Welt und im Mittelpunkt des Lebens dieser Familie.

Ich bin das Portrait.

I

Rue Laffitte

Ich habe keinen Wert darauf gelegt, dem Tod mit offenen Augen zu begegnen. Und selbst wenn, so hätte ich ihn wahrscheinlich nicht erkannt. In meinen letzten Lebensjahren wusste ich, dass mir bis zum Ende meines Weges nur noch wenig Zeit bleiben würde, und war von der Furcht besessen, das Augenlicht zu verlieren. Trotz einer Operation am grauen Star quälte mich die Aussicht, mein Sèvres nicht mehr sehen zu können, dieses grüne Porzellanservice, das François Boucher Stück für Stück als Unikat gestaltet hatte. Das hätte mich der Welt endgültiger entrissen als der verheerendste Wundbrand.

Im Grunde genommen bin ich gegangen, wie ich es mir erhofft hatte, in der Stille unseres Château de Boulogne, umgeben von der Zuneigung der Menschen, die mir nahestehen. Seit gut einem Jahr hatten mich Gichtanfälle geplagt. Heftige Schmerzen in der Brust verboten es mir, ausgestreckt zu liegen, aber ich wünschte mir eine diskrete, unauffällige und stille Agonie hinter den Ripsvorhängen meines Krankenzimmers. Man muss bis zum Letzten auf seinen Stand achten und einen Hauch von Ironie wahren.

Die Tage verbrachte ich in einem großen Lehnstuhl, die Nächte auf einer Chaiselongue. Nach und nach zog ich mich immer mehr zurück, um meine verbleibenden Kräfte für meine Familie und einen Kreis alter, bewährter Freunde zu schonen. Nicht die Welt floh ich, sondern den Lärm der Gesellschaft. In jedem Leben kommt ein Augenblick, in dem man sich ohne Bedauern von allem Unnützen befreit.

Ich hatte mein Zimmer in der ersten Etage seit einigen Wochen nicht mehr verlassen. In den letzten vierzehn Tagen besuchte mich jeden Tag der Oberrabbiner. Hinter dem großen Fenster zeichnete sich in der Ferne der Hügel von Saint-Cloud ab. Es war halb sechs, als meine Tochter und meine Schwiegertochter mir die Augen schlossen.

Die Schriftsteller sprechen gern über männliche Gebeine, doch niemals über die der Frau; dabei handelt es sich genauso um ein Skelett, das von seiner bereits erschlafften Hülle umgeben ist. Mademoiselle Blum sorgte umsichtig für meine Begräbnistoilette, wie sie unserem Ritus entsprach: ein mit Spitzen besetztes Batisthemd, zwei Schürzen aus weißem Tuch, eine um den Rücken, eine um die Vorderseite des Körpers gebunden, eine weiße Kordel um die Taille, ein Busentuch aus Spitze auf der Brust, ein schwarz-weißer Schal um die Schultern, ein weißes Spitzenhäubchen auf dem Kopf. Meinen Kindern kam die Aufgabe zu, mir weiße Leinenschuhe über die Füße zu streifen. Dann bahrte man mich auf einem Eisenbett auf. Neben mir wurde ein Licht entzündet, das ein Jahr lang brennen sollte.

Um die sechzig Bedienstete defilierten an mir vorüber, um Abschied zu nehmen. Die Bestattung wurde auf elf Uhr dreißig am übernächsten Tag angesetzt.

Man glaubt immer, man habe noch genügend Zeit vor sich, wenn man sich daran erinnert, wie viel schon hinter einem liegt. Ich fühle mich alterslos, im Vollbesitz meiner Kräfte. Doch wenn die Knie den Dienst versagen und der Lärm der Welt nur noch gedämpft an die Ohren dringt, muss man sich zurückziehen oder zumindest die Vornehmheit besitzen, nicht auf Gesellschaft zu insistieren; dabei sollten wir uns jedoch nicht einbilden, alles habe sich gegen uns verschworen und wolle uns schaden. Das Schlimmste ist mir bereits zugestoßen, nun wird mich nichts mehr wirklich treffen können.

Ich habe meinen Sohn Salomon verloren; er war erst neunundzwanzig Jahre alt und ich neunundfünfzig. Das war 1864. An jenem Tag habe ich zum ersten Mal ermessen können, in welcher Tiefe der Tod sich seine Beute suchen kann. Der Schmerz über den Verlust meines zweitjüngsten Sohnes hat das Gewebe meines Lebens zerrissen. Trost gewährt allein die Zeit.

Die Brüder Goncourt kolportierten damals, die Anforderungen und Tücken der Börsenspekulation hätten ihn aus dem Leben gerissen. Welch ein Unsinn! Es ist wahr, Salomon hatte zwei Jahre zuvor so viel Geld an der Börse verloren, dass mein Mann ihn nach Frankfurt in die Buchhaltung und schließlich nach Amerika entsandte, um seinen Blick auf das Wirtschaftliche zu schärfen. Aber sein früher Tod hatte damit nichts zu tun. Er war am Sonntag auf einem besonders wilden Pferd geritten, hatte sich verausgabt und war mitten in der Nacht in Schweiß gebadet erwacht. Gerade, als er wieder zu Kräften zu kommen schien, nach drei Tagen, streckte ihn ein neuerlicher Anfall nieder, er spuckte Blut, und die Ärzte verloren alle Hoffnung.

Doch in Wahrheit hat mich mein Sohn nie verlassen, denn die Unsichtbaren spielen eine große Rolle in unserem Leben.

Und gibt es letztlich ein größeres Privileg, als so sterben zu können, wie man es sich wünscht, wohl geordnet und vor bösen Überraschungen geschützt? Mir war dieses Privileg vergönnt. Nicht, dass das letzte Jahr frei von Leid gewesen wäre, aber das war bedeutungslos im Vergleich zu meinem innigsten Wunsch: Ich wollte, dass meine Kinder, wenn ich die Welt verließ, sicher sein konnten, fortan Segen und Schutz aus dem Jenseits zu erhalten.

Auf sechs Konsoltischen sind zu beiden Seiten der Galerie Kondolenzlisten ausgelegt worden. Zu Hunderten stellen sich die Menschen an, nachdem sie über die Freitreppe heraufgekommen sind. Offenbar reichen die Schlangen der Wartenden bis in die Rue Laffitte. Der Salon links im Erdgeschoss dient als Aufbahnhalle. Der Hof ist schwarz von Menschen. Die Dankbarkeit der Schuldner führt zu einem Andrang, wie man ihn seit unserem letzten Ball nicht mehr erlebt hat, aber sie lassen sich nicht abhalten. Die Nutznießer meiner Wohltätigkeit heben sich deutlich aus der Menge heraus – da sind die Schützlinge der Barmherzigen Schwestern von Lagny und der Geschäftsführer des *Univers Israélite*, die Flutopfer aus Belgien und die Wöchnerinnen aus dem Jerusalem-Stift, die Armen von Vincennes und die polnischen Waisen, nicht zu vergessen all die tapferen Namenlosen, deren Ehemänner regelmäßig zu Beginn des Monats schon die Probleme haben, die gewöhnlich das Monatsende mit sich bringt. Ich muss gestehen, dass das Schauspiel ihres uner-

warteten Zusammentreffens mich entzückt. So viele andere noch, denen ich nur unter der Bedingung half, dass niemand je davon erfuhr, allenfalls die Betroffenen selbst. Wer gibt, um dabei gesehen zu werden, verliert jeglichen moralischen Nutzen seines Handelns.

Die Todesanzeigen werden den männlichen Besuchern überbracht, die den Hauptteil des Trauerzugs bilden. Sie kehren gerade vom Friedhof zurück, die ersten Gespräche erreichen mich bereits. Eine große Menschenmenge hat sich versammelt, Tausende sind herbeigeströmt. Der traurige Anlass wurde feierlich, aber auch standesgemäß begangen. Die von zwei Pferden gezogene Kutsche trug nicht unsere Familienwappen, sondern lediglich ein R. Sie erreichte den Père Lachaise über die großen Boulevards, die Place de la République, den Boulevard Voltaire und die Rue de la Roquette. Der Pfarrer von Notre Dame de Lorette folgte dem Trauerzug bis zum Portal des Friedhofs. Die Kinder aus unseren Waisenhäusern aus der Rue Picpus, Mädchen und Jungen in Uniform, standen Spalier zu beiden Seiten des Leichenwagens, der meinem Wunsch gemäß nur sehr diskret geschmückt war.

Sieben Gespanne mit brennenden Laternen, die mit Trauerflor verhängt waren, folgten in einiger Entfernung, dahinter zehn Trauerkutschen. Domestiken, Kammerdiener und Feldpiqueure in dunkler Livrée schritten hinter meinem Eichen-sarg, der mit weißem Samt bedeckt und mit silbernen Griffen verziert war. Nur meine Kinder wussten, dass ich angeordnet hatte, die teuren Briefe meiner Mutter in einem Ebenholzkästchen neben mich zu legen, nachdem die meines Mannes und meines Bruders verbrannt worden waren.

Vidal, der treue Kammerdiener meiner neunzehn letzten Lebensjahre, ging an der Spitze, unmittelbar gefolgt von den Jagdaufsehern unseres Schlosses Ferrières. Dann meine Familie: meine vier Kinder, Charlottes Sohn Arthur und meine anderen Enkel. Dahinter endlich eine große Anzahl mir nahestehender Personen und Schaulustiger, die auf vier-tausend geschätzt wurde. In vorderster Reihe erkannte man Victorien Sardou und Ludovic Halévy, Jules Claretie und den Baron Reille, den Grafen de Camondo und die Cahen d'Anvers, dann die Bischoffsheims und eine Reihe Minister ohne Posten, Gesandte, die ihrer Posten enthoben waren, dazu Akademiemitglieder, deren Schwerter über das Pflaster der Alleen schleiften. Der durch sein Exil verhinderte Graf von Paris ließ sich von dem Marquis de Beauvoir und dem Vicomte de Chevilly vertreten. Angestellte der Familie beschlossen den Zug.

Mich erwarteten die religiösen Häupter der Großen Synagoge in der Rue de la Victoire, die Leiter der Zeremonie, der Kantor und der Oberrabbiner in ihren Betgewändern, umgeben von der Kantorei. Es wurden keine Reden gehalten, die hatte ich mir verboten, zu oft habe ich sie früher aus dem Mund berühmter Geistlicher hören müssen, die sich dann häufig als denkbar ungeeignet für die Würdigung des Verstorbenen erwiesen hatten; nichts wird je an die edle Tragik von *Oraison funèbre de Madame* heranreichen wird, die große Grabrede, die der Bischof Jaques Bossuet 1670 auf den Tod von Henriette Anna Stuart hielt. Seine wichtig-tuerischen Nachahmer sollte man nicht noch eigens ermutigen. Über mein Leben soll niemand seine Phrasen dreschen.

Zadoc Kahn, der Oberrabbiner von Paris, mochte trotz

allem auf eine kleine Ansprache nicht verzichten, die den alleinigen Zweck hatte, das Fehlen von Reden zu bedauern; der Mensch ändert sich nicht, auch wenn er in ständigem Kontakt mit der jenseitigen Welt steht. Keine Blumen und Kränze, ich hatte meinen Wunsch unmissverständlich geäußert. Menschen, die mit unserer Religion nicht vertraut sind, zeigen sich manchmal verwundert darüber, aber so etwas ist nicht üblich, zumindest nicht in unserer Familie. Gleich neben unserer Gruft ruht eine brillante Phädra, die Tragödin Mademoiselle Rachel, die einst in meinem Salon verkehrte.

Es waren erst wenige Stunden vergangen. Als ich den Rückkehrern zuhörte, erlebte ich meine Beisetzung mit, als sei ich zugegen gewesen. Alles war so verlaufen, wie ich es mir gewünscht oder besser, wie ich es in den zweiseitigen Anweisungen festgelegt hatte, die meinem Testament in einem großen blauen Umschlag beigelegt waren. Man kann nie präzise genug sein. Bis zum Schluss muss man sich seiner gesellschaftlichen Stellung würdig erweisen.

Die Damen kehren soeben von der Trauerfeier zurück, die Prozession zum Friedhof ist ihnen erspart geblieben; schon schicken sie sich an, ihre Karte, die sie links unter dem Namen geknickt haben, hier abzugeben, um unserer Familie mitzuteilen, dass sie ihr Beileid auszusprechen wünschen, wie es die Etikette und unsere jüdische Tradition innerhalb einer Frist von sieben Tagen verlangen.

Die Synagoge bietet jenen Komfort, der auf dem Friedhof Père Lachaise fehlt. Zwischen den schwarzen, mit silbernen Borten verzierten Wandbehängen haben diese Damen die großen protestantischen Bankiers erkannt, die Hottinguer und die Vernes, die so eng mit unserer Familie verbunden

sind, wie es nur Minderheiten untereinander sein können. Sie haben das Haupt bedeckt wie alle anderen (niemand hat es in diesem kleinen Kreis vergessen: Beim Tod der Marquise befanden sich mein Mann und Guizot, der Jude und der Protestant, unter den vielen, die im Hôtel de Castellane ihren Kondolenzbesuch abstatteten, aber man nahm ihre Abwesenheit in der Madeleine-Kirche sehr wohl zur Kenntnis).

Der Oberrabbiner, der sich ganz zu Hause fühlte, hob zu seiner Rede an: »... Madame Rothschild erfüllte die Rolle, wie sie die Geschichte für die jüdische Frau vorsieht. Sie war Gemahlin und Mutter. Sie hat das Schöne geliebt und bewahrt, sie hat die Armen genährt ... Man hat sie eine der großen Jüdinnen der Neuzeit genannt ...« Eben das hatte ich vermeiden wollen. Zu Beginn der achtziger Jahre hat Dentu *Les grandes Juives* herausgegeben, ein schmales Bändchen zur Erbauung junger Mädchen, in dem mich Alexandre Weill gleich zu Anfang erwähnte, neben Gracia Nassi, Rebecca, Esther und Miriam, der Mutter der Makkabäer, Jeann d'Arc, der schönen Marie Nunez und Doña Sol Hatschwell; von diesem Gedichtband waren 200 Exemplare gedruckt worden, mehr als genug, aber er war mir gewidmet, und als er mir überreicht wurde, erfuhr ich, wie es ist, geehrt zu werden – eine sonderbare Empfindung. Offenbar soll mich dieses lächerliche Etikett der »großen Jüdin« auf immer und ewig verfolgen... Dann sprach man Gebete auf Hebräisch und Französisch, und den Kaddisch mit seinem reinen, inbrünstigen Klang, der, was die meisten nicht wissen, in erster Linie dem Ruhme Gottes und erst in zweiter Linie der Totenklage dient und der zu wesentlichen Teilen in aramäischer Sprache abgefasst ist.

Hat nicht jeder schon einmal davon geträumt, an seiner eigenen Beerdigung teilzunehmen? Die Anwesenden zählen, die Bemerkungen belauschen, erfahren, wer es ehrlich meint. Da ich bei meiner Bestattung natürlich nicht anwesend sein konnte, beginnt das Vergnügen an meinem Dasein als lebendes Bild mit den Kondolenzbesuchen. Es ist vornehm, sich an gewissen Orten zu zeigen, und zu diesen gehört zweifellos ein mit schwarzem Trauerflor verhängtes Palais.

Für die Welt unsichtbar zu sein, zu hören, was diejenigen sagen oder nicht sagen, die uns für immer erloschen glauben, sie zu betrachten, ist ein noch intensiverer Genuss als vogelgleich über den Himmel zu fliegen. Seltsam, dass die Schriftsteller nicht häufiger auf den Gedanken gekommen sind, ein Meisterwerk sprechen zu lassen, wenn man bedenkt, was man im langen Leben eines Meisterwerks alles zu hören bekommt. Manche Literaten haben sich an Derartigem versucht, die Gräfin von Ségur beispielsweise und E. T. A. Hoffmann mit dem Kater Murr, Pierre Chaine mit den Erinnerungen einer Ratte und Louise d'Aulnay mit denen einer Puppe. Warum nicht auch ein Gemälde? Schließlich hatte M. de Crébillon den Einfall, einen seiner Helden aus einem Sofa sprechen zu lassen, Fougere de Monbron tat dasselbe mit einem feuerfarbenen Canapé und Voisenon mit einer Badewanne. Man weiß, dass nur die Literatur die Wahrheit spricht. Die Übersiedlung einer Seele in ein Kunstwerk dürfte eigentlich kein Erstaunen mehr auslösen, und wenn es das doch tut, so mangelt es unserer Zeit an Phantasie. Hat der Romancier nicht alle Rechte, und ist nicht der Roman der Ort der absoluten geistigen Freiheit? Nur die Mechaniker der Literatur werden darin eine bloße Technik sehen. Die ande-

ren, die ihr Ohr an mein Bild legen, fühlen vielleicht, wie mein Herz schlägt.

Von meiner Wand aus betrachtet, entfaltet die menschliche Komödie einen ganz neuen Reiz.

Den Mann, der sich jetzt vor mich stellt, mich lange reglos fixiert und dann weitergeht, habe ich noch nie gesehen. Sein Schweigen macht mehr Eindruck als seine Worte. Was will er hier? Ein Emporkömmling aus der Finanzwelt wahrscheinlich. Er besitzt den Dünkel des hochfahrenden Parisers, aber sein Auftreten passt eher zu einem Warenhausverkäufer, der abknöpfbare Kragen feilbietet. Der nächste Besucher, der ihn in der Betrachtung meines Portraits ablöst, ist sein genaues Gegenteil. Edle Züge, reinrassig, distinguiert, ein Herr im rauchgrauen Gehrock. Es scheint, als würde er nur von seiner Kleidung zusammengehalten; eine luftige Grazie, eine Zartheit in Gestik, Zuvorkommenheit und Wortwahl gehen von diesem Menschen aus, ohne dass dies seiner Männlichkeit Abbruch täte. Es mag wahr sein, dass sich die Lebensart nicht mit der Einsamkeit verträgt und dass man nur dann auf sich achtet, wenn man gewärtig sein muss, jeden Augenblick einem anderen zu begegnen. Dieser Mann gehört gewiss zu den Menschen, die sich zum Essen umkleiden, auch wenn sie allein speisen.

Auf ihn folgen ein Vater und seine Tochter, die wenig Aufhebens um mich machen. Einer dieser schönen Herren mit hellen Augen und einem Backenbart, von denen man auf den ersten Blick sagen kann, dass er einmal eine schöne Leiche abgeben wird, vielleicht weil sein Gesicht den Adel des Todes schon vorausahnen lässt; sie ein kleines Persönchen mit Porzellanhaut und einem sehr hübschen Halsansatz, das für

sein Alter zu klug daherredet und das, wie man ahnt, nie eine rechte Kindheit hatte. Sie suchten die Bibliothek, in der sie beim heiligen Augustinus etwas zu finden hoffen, sei es Verzweiflung, sei es Trost. Heißt es nicht, es sei immer gut, sich für etwas zu öffnen, das größer ist als man selbst? Ich für mein Teil misstraue diesen allzu erhabenen Worten, die das Denken einschläfern. Aber was ich von ihrer Konversation hörte, als sie sich aus meinem kleinen Salon entfernten, hat mich amüsiert. Sie sprachen von meinem ältesten Sohn Alphonse. Ich hätte angenommen, sie würden mit bewundernden Worten den großen Bankier in ihm loben oder den Präsidenten des Pariser Consistoire oder, noch besser, den ersten Juden, der vor dreißig Jahren zum Direktor der Banque de France ernannt wurde, aber nein: »Er hat das Beste von beiden Seiten geerbt, die Vitalität vom Vater und die Sprachbegabung von seiner Mutter.« Ist es das, was man von mir in Erinnerung behalten wird?

Warum auch nicht – obwohl meine angebliche Begabung für Sprachen kein besonderes Talent darstellt, sondern schlicht und einfach die Frucht einer Erziehung ist, die ich genossen und weitergegeben habe. In meiner Kindheit in der Judengasse in Frankfurt am Main- und später in der Schäfergasse außerhalb des Ghettos – war das Jiddische die Alltagssprache. Meine Mutter beherrschte es vollendet, dazu sprach sie Deutsch und Französisch und schrieb in diesen Sprachen auch regelmäßig Briefe. Doch auch hebräische Gebetsbücher konnte sie lesen. Sie ließ mich diese Sprachen lernen und zudem noch das Englische, das sie selbst nicht beherrschte. Darüber hinaus lernte ich Singen, Klavierspielen und Malen. Doch in einer gewissen Gesellschaft muss man sich nicht nur

UNVERKÄUFLICHE LESEPROBE



Pierre Assouline

Das Bildnis der Baronin

Roman

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 320 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-89667-379-4

Blessing

Erscheinungstermin: Oktober 2010

Ein glänzender literarischer Grenzgang zwischen romanhafter Fantasie und historischen Fakten

Im Herbst 1886 finden sich drei Rothschild-Brüder mit ihrer Schwester und einem Notar in einem Palais in Paris zusammen. Hier wird das Testament verlesen, in dem ihre vor einer Woche verstorbene Mutter genauestens festgelegt hat, wer was erbt, vom Jagdschloss über das Weingut bis zum Silberbesteck. Auf Wunsch der Geschwister findet das Zeremoniell in Gegenwart des Porträts statt, das der berühmte Ingres vor vierzig Jahren von ihrer Mutter gemalt hat und das Betty Rothschild als 40-Jährige zeigt. Was niemand – außer einem Bediensteten – ahnt: Bettys Geist, ihr Wesen, ihre Beobachtungskraft sind in das farbenprächtige Porträt übergegangen. Die Baronin ist tot, aber als Bild lebt sie weiter, hört und sieht alles, was rund um sie geschieht.

Betty Rothschild hatte noch die Armut des Judenghettos in Frankfurt, die Vorurteile in Wien durchlitten, bevor sie in Paris an der Seite des reichsten Bankiers zu einer Mäzenatin wurde. Sie knüpfte Freundschaften mit dem selbstironischen Rossini, dem undankbaren Balzac und dem hochsensiblen Chopin. Zu Heinrich Heine war ihr Verhältnis so eng, dass ihr eine Affäre mit dem ewig klammen deutschen Dichter nachgesagt wurde. Kein Wunder, denn Bettys Ehe wurde nicht im Namen der Liebe, sondern der Geldvermehrung geschlossen.

Pierre Assouline erzählt feinfühlig das Leben dieser Frau voller Widersprüche und entfaltet zugleich das Porträt einer jüdischen Familie, die in alle großen Ereignisse und Umwälzungen ihrer Epoche verstrickt war: von der Julirevolution über den Bau der Eisenbahn bis zu Frankreichs Besetzung durch Bismarck.